
Die Elf Z-Gebote aus der Geschäftsstelle der EKD – Synode

Eine ernstgemeinte,
wenn auch etwas satirische
Stellungnahme
eines Inselfpastors

Martin Grahl

Die Elf Z-Gebote aus der Geschäftsstelle der EKD – Synode

Eine ernstgemeinte, wenn auch etwas satirische Stellungnahme eines Inselepastors

Am 3. Juni 2020 erschien aus dem „Z (wie Zukunft) – Team“ der EKD-Synode der aktuelle Bericht unter dem Titel „Kirche auf gutem Grund – Elf Leitsätze für eine aufgeschlossene Kirche“. Er ist es wert, beachtet und dann aus gutem Grund wieder verworfen zu werden. Es sind vor allem eigene Begründungen, die dort ins Feld geführt werden, nicht aber der Grund, der uns allein gelegt ist.

Dieses Team wirft seiner Kirche grundsätzlich und pauschal vor, zugeknöpft zu agieren, denn sie muss ja erst „aufgeschlossen“ werden. Den Atem rauben mir die Elf Gebote. Ich nenne sie so, denn so treten sie auf, in der Sprachgestalt des Dekalogs. Da heißt es in der Septuaginta: „Du wirst,...“, was wir mit „Du sollst...“ wiederzugeben gewohnt sind. „Zukünftig wird“ heben die Thesen an. Das ist noch mächtiger als „Du wirst“, denn da hätte ich noch die Möglichkeit zu widersprechen, Tatsachen gegenüber geht das nicht.

Weil wir hier unsere zentralste Synode sich so zu Wort meldet, handelt es sich nicht um Prophetie oder um nur

selbsterfüllende Prophezeiungen, sondern um Planungsvorhaben mit apodiktischer Verbindlichkeit, würden sie es denn zur Beschluss-sache der EKD-Synode und dann auch der Gliedkirchen bringen.

Die Sätze erscheinen aber (zeittypisch) im Scheingewand der Experten, die genau zu wissen vorgeben, wie es wird. Zugleich wird der Eindruck erweckt, man rede hier prophetisch, warnend: Wenn du das nicht so tust, wie wir das vor(her)sehen, lehnt du dich gegen die Wirklichkeit aus und verpasst den Zug, den einzigen, der für dich noch geht.

„Spruch Gottes“? Eine doppelte Täuschung. Augustinus nennt Täuschungen Lügen. Es ist nie so geworden, wie vorhergesagt, es sei denn, man realisiert seine Ideen. Hier wird projiziert und geplant, nur dass man die Ideen alternativlos erscheinen lässt: Es wird so kommen, du kannst dich drehen oder wenden, wie du willst... Man kann die Sätze durchaus auch als Drohungen auffassen, sollte man anderer Ansicht sein. Auf meine Kirchenältesten wirken sie so, wenn zum Beispiel einfach mal ihre autonome Ortsgemeinde unter dem Titel „Flächendeckung“ abgetan und ggf. eingespart wird.

Es ist vehemente Kirchenkritik, die sich hinter den vielen Forderungen verbirgt, was wir als Kirche also offensichtlich in unserem verschlossenen Wesen endlich zu ändern haben, um „zukunfts-fähig“ zu sein. Nun mögen sich diese Kritiker jetzt vielleicht auch anhören dürfen, was ich als einfacher Pastor einer Gemeinde an diesen Visionen auszusetzen habe. Ich

vermute allerdings, man wird es nicht tun und ohne große Argumente meine Bedenken als „konservativ“, verschlossen, halt uneinsichtig oder rückwärtsgewandt leichthin abtun.

Zu Beginn findet sich die (inzwischen vertraute) endzeitliche Überbetonung der Corona-Krise: Nach der Pandemie wird nichts (also auch die Kirche) mehr sein, wie zuvor. Klar, das stimmt auf alle Fälle, das hat mit jedem Jahr gegolten. Wer will schon zurückkehren in einen alten Zustand, der nicht mehr passt. Binsenweisheiten werden jedoch gefährlich, wenn sie tun, als hätten sie etwas zu sagen. Wir sind eine „ecclesia semper reformanda“, aber das besagt, dass wir uns nach dem Wort Gottes beständig neu auszurichten haben, nicht aber dass wir uns beständig etwas Neues einfallen lassen sollen. Reformation im Sinn des 16. Jahrhunderts ist keine Reaktion auf Entwicklungen der Gesellschaft. Wir haben ihr gegenüber vielmehr einen Verkündigungsauftrag. Uns ist nicht geboten, hinter ihren Tendenzen hinterher zu sein, modern oder „zeitgemäß“ zu agieren. Wir sind nicht von Gestern, wir greifen viel weiter zurück und nur darum nach „vorn“, angezogen vom kommenden Reich Gottes. So sind wir „zukunftsfähig“, denn wir haben der Welt und uns selbst sehr viel zu sagen, weil es unser Auftrag ist, auf Gottes Wort zu hören, es anzunehmen und der „Zeit“ entgegenzuhalten. Dafür ist das Wortpaar „agieren und reagieren“ zu arm. Gottes Geist weht, wo ER will.

Beruhigend beginnen die „Leitsätze“ (schon mal ein Begriff, also im Paradigma der Planung): „Die Kirche der Zukunft bleibt Gottes Kirche“. Aber wir machen das?

Dann wird gleich alles verloren: Der Christliche Glaube hat „für viele Menschen an Plausibilität und Relevanz verloren“. Das Problem hatten schon Mose und die Propheten, ebenso Jesus und seine Jünger. Letztere sind sogar selbst zur entscheidenden Stunde davongelaufen. Die Formulierung dieser „Krise an Akzeptanz“ legt nahe, dass wir uns anpassen mögen. In der „Glaubenskrise“ (wie viele Krisen wir doch erleben!) müssen wir „einer sich ändernden Gesellschaft gerecht werden“, und das leider mit schwindenden „Ressourcen“, wobei auch hier offenbar in erster Linie nicht an das Evangelium, sondern an Geld, Mitgliederzahlen und Statistiken (Wieder ein Begriff aus der Planung) gedacht ist, denn die Ressource „Evangelium“ kann ja wohl nicht schwinden.

Ich finde im Text etliche gefährliche oder achtlose Verwendungen von Begriffen, wenn zum Beispiel gesagt wird, die Coronapandemie werde unsere Gesellschaft „nachhaltig“ verändern. Nachhaltigkeit ist ein ernster und positiver Wert. Was ist an den Viren nachhaltig? Dann: Die Kirche möge „kurzfristig kreatives Potential“ aufbringen (Physik: Kraftfeld. Wirtschaftlich: Kapital. Für Kreativitätstests: messbare Leistungsfähigkeit.) Was ist das in Bezug auf Kirche? Unser „Potential“ ist das Wort Gottes. Kurzfristig: So spricht man in

Verwaltung und Wirtschaft. Es gibt auch Kurzsichtigkeit aus dem Affekt.

Ich weiß natürlich, dass das alles nicht so „ernst“ gemeint ist mit den Formulierungen, man denkt und spricht eben so und man versteht das in der Weise, wie man halt spricht und handelt in unseren Zeiten. Aber wer spricht hier und worum geht es? Man vergleiche darum diesen Text gern einmal mit Synodenäußerungen vergangener Jahrhunderte, um zu spüren, wie sehr hier der Geist unserer Zeit spricht und dabei das Fundament der Kirche verdeckt. Hier treten Begründungen an die Stelle des Grundes.

Die Menschheit hatte und hat ganz andere „Krisen“ als die Coronapandemie zu „bewältigen“. Was ist sie allein gegen den Klimawandel, den millionenfachen Hunger von so vielen Menschen, von den vielen Tieren ganz zu schweigen (Jona 3,11)? Natürlich darf man das nicht gegenrechnen, aber mit einer geradezu eschatologischen Betonung der Krankheit tut man es. Und man führt sie ins Feld als Argumentation: Ihr alle entgeht der Notwendigkeit unseres Planes nicht.

Unsere offenbar so seltsame Kirche hält nicht nur „wehmütig Rückschau“, sondern wagt es, sich an Gottes Stimme zu halten, die ein für alle Mal in aller Deutlichkeit vor 2000 Jahren in Christus gesprochen hat: Verbum Dei manet in aeternum. Jona war allein, als er nach Ninive zog, aber was er zu sagen hatte, wog alles auf. Macht sich das Papier irgendeine Mühe, zu schauen, was denn „die Kirche“ konkret der Welt zu sagen hat, in der so viel gut ist und so viel schief

läuft, abgesehen von der Mahnung zu „Kooperationsprojekten“ oder den Bezug auf „Spiritualität“? Letzterer Begriff ist ein sehr saugfähiger Schwamm, man lese nur einmal die Definition dazu bei Wikipedia. Das Adjektiv „christlich“ macht es nicht besser. Dann erscheint diese als eine Unterart eines allgemeineren Phänomens,... Als Theologe muss man da irgendwie an Schleiermacher denken. Aber die Leute heute kennen ihn zumeist nicht mal dem Namen nach.

Die Stimme des Evangeliums ist so wichtig, weil sie nicht nur auf Entwicklungen reagiert oder selbst anstößt, sondern auf eine unverfügbare und unerschöpfliche Ressource als Quelle des Lebens verweist. Sie setzt nicht auf eigene Kreativität, sondern auf den Schöpfer selbst und was er uns zu sagen hat. Aber möglicherweise haben wir diesen Kinderglauben auch schon ad acta gelegt.

Doch ich muss mich kurz in der Sache halten, um in diesen Zeiten überhaupt noch eine Chance zu haben, gelesen zu werden, denn wir leben in Zeiten vom Twittern, mit dem neuerdings Staaten regiert werden wie einstmals nach der Oktoberrevolution die Sowjetunion mit Telegrammen. Da hatte damals mit der kommunistischen Partei eine mutige und entschiedene Kreativität Potential bewiesen. Und sie war äußerst authentisch, überzeugend und massenwirksam. Dieser Scherz ist ernstgemeint, denn wir haben diese Geschichtsepoche noch lange nicht „verarbeitet“, deren Kern Technokratie war. Sie war eine Überbewertung dessen, was

als wissenschaftlich und erwiesener Fortschritt galt. Damals gab es „wissenschaftliche“ Zukunftsprognosen, die man in Pläne übersetzte,... Man sprach sogar vom „Rad der Geschichte“. Auch Rassenlehre war übrigens mal als Naturwissenschaftliche Disziplin anerkannt, wie man in Meyers Lexikon noch vor der Nazizeit lesen kann. Aber nun habe ich den Bogen wohl überspannt. Oder auch nicht. Die Themen Euthanasie und Genveränderung sind noch nicht erledigt, ebenso wenig das Diktat wirtschaftlichen Erfolgsdrucks oder die Idee einer perfekten Gesellschaft.

Ich beschränke mich im Folgenden vor allem auf Formulierungen der Leitsätze, auch weil ich sehe, wie dann in den Erläuterungen sogleich wieder der Wind aus den Segeln genommen wird. Manchen Erläuterungen möchte ich zustimmen, den Leitsätzen aber kaum. Die aber stehen dann im Raum und sind nicht umsonst fett gedruckt. Doch selbst bei den Leitsätzen muss ich stichprobenartig vorgehen. Mir geht es dabei so wie bei etlichen öffentlichen Reden unserer Zeit: Niemand hat die Kraft und Zeit, ihnen bis auf den Grund hin zu widersprechen. Man kämpft da nicht gegen Windmühlen, sondern schlimmer: Gegen Paradigmen. Und die sind dem Prinzip nach unangreifbar, in sich geschlossen, in sich selbst evident. Da kann man nichts machen: Es ist da, wie es dargestellt wird.

Leitsatz eins –

1. Zukünftig wird gezieltes öffentliches Reden und diakonisches Handeln der Kirche gefördert, das geistliche Haltung und ethische Verantwortung

glaubwürdig und erkennbar verbindet. Die Kirche wird sparsamer und konkreter zu gesellschaftlichen Prozessen öffentlich Stellung nehmen. Sie wird Zurückhaltung üben, wo der Rückbezug auf das Evangelium nicht deutlich und der Zusammenhang mit dem eigenen Handeln nicht exemplarisch erkennbar werden.

„Kirche“ ist hier offenbar die EKD oder ihre Gliedkirchen als öffentliche Institution. Aber Gottesdienste sind unsere eigentliche Öffentlichkeit: Sollen wir sparsamer in der Verkündigung werden? Und sprechen wir dort nicht konkret, haben keinen Rückbezug auf das Evangelium? Es ist ein Grundmanko des Textes: Mit „Kirche“ ist fast immer hier die Institution gemeint, nicht aber die Gottesdienstgemeinde. Das widerspricht dem Augsburgischen Bekenntnis VII, wonach Kirche die (gottesdienstliche) Versammlung der Glaubenden ist.

2. Zukünftig wird die Weitergabe evangelischen Glaubenswissens an Bedeutung gewinnen. In einer pluralen Gesellschaft, in der Christen in der Minderheit sein werden, gilt es die Förderung authentischer Frömmigkeit, die Anliegen einer diakonischen, auf Teilhabe zielenden Bildungsarbeit und die Stärkung der öffentlichen Dialogfähigkeit neu auszubalancieren. Das kann helfen, kirchliche Traditionen neu als spirituelle Ressource zu entdecken und neue Formen geistlichen Lebens zu entwickeln.

Was meint hier „Minderheit“? Heiden waren und sind wir allemal. Hier ist offenbar wieder an Mitgliederzahlen gedacht, institutionell, planungstechnisch. Auch als „alle dazugehörten“, musste beständig gepredigt und unterrichtet werden, gemäß dem Taufbefehl gelehrt werden. Nie war die Bedeutung der „Weitergabe evangelischen Glaubenswissens“ (was für ein unsicherer Ausdruck!) unwichtig.

Und was ist „authentische Frömmigkeit“? Authentisch bedeutet „echt, verbürgt“, „Authentia“ ist im Griechischen jedoch die eigene Macht und Selbstherrschaft. Da haben wir also mal wieder einen Begriff, der super klingt, aber in Bezug auf unseren Glauben unangebracht ist. Es folgt der Begriff „Frömmigkeit“, mit evangelikaler, pietistischer oder Schleiermacherscher Prägung? Ich scheue mich, mich „fromm“ zu nennen. Jesus hatte sein Problem mit denen, die „sich für fromm hielten“ (Lk 18,9), also den „authentisch Frommen“.

„Kirchliche Tradition als spirituelle Ressource“: Ich bin von Kirchenvätern und ihren Schriften geprägt, aber ich deute das nicht als eine „spirituelle Ressource“. Der Modebegriff „spirituell“ ist hier ebenso wenig angebracht wie der der „Ressource“, was im heutigen Sprachgebrauch als Mittel zum Zweck verstanden wird. Die Kirchenväter nahmen sich selbst für nichts, sie verwiesen lediglich auf das inkarnierte Wort Gottes. Das ist die sprachliche Krux des Adjektivs: Es macht aus dem Verweis auf Christus eine Eigenschaft des Substantivs.

Man mag meine Kritik als Haarspalterei ansehen, aber gerade wir sollten peinlich genau auf unsere Wortwahl achten, wenn es sprachlich um das Wirken von Gottes Wort geht, das ist unsere Berufung als Hörer und Diener des Wortes Gottes. Oder soll ich auf die Sprachkritik von Karl Kraus gegen die moderne Sprache seiner Zeit verweisen? Vielleicht eher darauf, dass wir genau aus diesem Grund an die

Notwendigkeit der immer unzeitgemäßen Liturgie angewiesen sind, die sich gegen stets die bestehenden Sprachgewohnheiten stemmen musste, um den vielen lauernden Missverständnissen in Bezug auf Gottes Wort nicht auf den Leim zu gehen.

Die Kirchenväter oder die Reformatoren und die „Wolke der Zeugen“ (J. Erb) sind eben keine „spirituelle Ressource“. Sie sind Brüder und Schwestern im Glauben und verweisen auf Christus.

Es gelte, „neue Formen geistlichen Lebens zu entwickeln“. Eine neue Form ist dann vonnöten, wenn der Inhalt nicht adäquat zur Sprache kommt. Aber was ist hier im Sinn? Neue Liturgien? Ordensgründungen, andere Gemeindeformen? Was meint hier „geistliches Leben“ als Form? Karl Barth sprach von „Theologischer Existenz heute“. Ist das gemeint? Auch hier: Es klingt schön mit den „neuen Formen geistlichen Lebens“, aber was ist da im Blick? Welche „alten Formen geistlichen Lebens“ haben sich da überlebt? Welche Formen haben wir da überhaupt?

3. Zukünftig wird missionarisches Handeln gefördert, das partnerschaftlich, dialogisch und situativ vorgeht. Sprachfähigkeit, Dialogbereitschaft und ein authentisch gelebter Glaube sind für ein kommunikatives Handeln der Kirche unerlässlich, das wahrheitsfindend und glaubensfördernd wirkt und Teilhabe ermöglicht.

Es wird weniger kirchliche Angebote geben, die auf eine Einwegkommunikation setzen, bei der die Kirche als „Anbieter“ oder „Veranstalter“ auftritt und die Menschen lediglich als „Empfänger“, „Hörer“ oder „Teilnehmer“ in den Blick kommen. Die Finanzierung von Kooperationsprojekten wird wichtiger werden als die Erhaltung von Institutionen oder Strukturen.

Das sieht schlecht aus für die Predigt, denn da hört man ja nur zu und einer spricht... Darin aber muss ich das Papier loben: Kirche als Anbieter oder Veranstalter taugte nie, und es waren auch unwürdige Begriffe für das, was uns geboten ist. Auch „Teilnehmer“ war ein schlechter Begriff. Aber Hörer und Empfangende? Da ist das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Und ganz schafft es die These auch nicht mit der Selbstanalyse: Es wird weniger „Angebote“ geben, also doch Kirche als Anbieterin?

Zum Dialog sind Hören (Kirche als Lerngemeinschaft) und Empfangen unerlässlich. Es kennzeichnet uns, dass wir in Bezug auf Gottes Wort in erster Linie Empfangende sind, denn Gott ist nicht zu raten.

Ängstlich horche ich auf, wenn „Projekte“ an die Stelle von verlässlichen Institutionen und Strukturen treten sollen, wobei ich sicher bin, dass die EKD sich hier ganz gewiss nicht selbst abschaffen will, sondern da an andere denkt, die kurzzeitigen „Projekten“ zu weichen haben. Sie werden dann gemäß Richtlinien gefördert oder auch nicht. Das ist eine sehr smarte Art der Herrschaft im Sinne der Leitung. Sie lässt einiges fallen, stellt sich aber als „Förderin“ (positiver Begriff) hin und zieht die Entscheidung unterer Organe an sich, die zu Bittstellern werden, die nur die eine Chance haben, den gesetzten Ansprüchen und Auflagen zu genügen. „Smart“ ist die Welt von heute, und da muss es die Kirche auch werden, Zeile 225f., also intelligent, gewitzt, schlau und geschmeidig.

Projekte sind Vorentwürfe, aber wollen wir planmäßig in ihnen stecken bleiben? „Kooperationsprojekt“ ist so ein Zauberwort. Wenn vor allem Projekte gefördert werden sollen, heißt das im Klartext: Wir stoßen etwas an, geben Impulse, aber werden nichts dauerhaft tun. Verlässlich sind wir nicht. Wir sind eben nur innovativ. Das ist Marktdenken: Altes kann weg.

Der Begriff der Kooperation ist heutzutage definiert: Sie ist als „zweckgerichtetes Zusammenwirken“ wesentliches Merkmal in sozialen Systemen. Sehen wir uns so als Kirche, als Teil eines „sozialen Systems“? Soziologen würden nicken, was aber würde Jesus dazu sagen, der das Reich Gottes an die erste Stelle setzt?

Den Leitsatz 4 zur Ökumene kann ich nur begrüßen, darin haben wir hoffentlich ja auch schon einige Übung, da sind wir offenbar schon zukunftsfähig.

5. Zukünftig werden mediale Gestalten der Kommunikation des Evangeliums gefördert, die die Chancen digitaler Kommunikation aufnehmen und mit bestehenden Formen evangelischer Frömmigkeit und Gemeinschaftsbildung verbinden, so dass sich digitale und analoge Sozialformen des Glaubens wechselseitig ergänzen und stärken. Der Stellenwert traditioneller Printmedien im kirchlichen Raum wird abnehmen. Besonders gefördert werden Formate kirchlicher Arbeit, die dem jeweils aktuellen Stand einer angemessenen Kommunikation des Evangeliums gerecht werden.

„Mediale Gestalten der Kommunikation des Evangeliums“ und „Sozialformen des Glaubens“, das sind schon Begriffsriesen. Sie klingen sehr modern und zeitgemäß. Und dann noch der aktuelle Stand einer „angemessenen

Kommunikation des Evangeliums“. Wissen wir, was wir da sagen? Wir stecken „medial“ als Menschheit in Babyschuhen. Kaum jemand ahnt, was diese Umwälzung der Sprache mit sich bringen wird. Zurückhaltung in den Methoden sehe ich geboten, nicht einfach mitmachen. Es ist von analogen und digitalen Formen der Gemeinschaften die Rede, es gibt „virtuelle Räume, um die Gemeinschaft des Leibes Christi auf vielfältige Weise“ zu gestalten. Ich kann die Verunsicherung und Faszination gegenüber dem, was um uns herum geschieht, durchaus verstehen, aber die vielbeschworene Digitalisierung ist nicht nur eine „Chance“. Das ist auch so eine Redewendung aus Gesellschaft und Wirtschaft: „Die Chancen nutzen“. Das klingt sehr „positiv“. Wir haben viele Chancen (günstige Gelegenheit, Glücksfall, gute Erfolgsaussicht) genutzt, von der Atomkraft bis zu den Plastiktüten, von Flugzeugen bis zur Technokratie.

Kein Medium ist neutral und einfach mal benutzbar. Sie alle haben nicht nur „Nebenwirkungen“, sondern auch eigene Botschaften. Albert Schweitzer hatte eine aufwendige Arbeit schreiben müssen, um klarzumachen, dass sich das Evangelium nicht ungestraft und verfälschend als Roman verarbeiten lässt. Um wie viel mehr müssen wir achtsam sein gegenüber den sich überschlagenden Medien. Wie wäre es mit einem Jesusfilm an der Stelle von einer Evangeliumslesung? Vorsicht ist geboten. Vorschnelle „Anwendung“ treibt in Richtungen, die wir nicht im Griff haben.

6. Zukünftig werden Initiativen und Impulse gefördert, die Individualisierung ernst nehmen, unterschiedliche Gemeinschaften in ihrer spirituellen Entwicklung stärken und verschiedene Formen kirchlicher Bindung und Zugehörigkeit ermöglichen.

Parochiale Strukturen werden sich wandeln weg von flächendeckendem Handeln hin zu einem dynamischen und vielgestaltigen Miteinander wechselseitiger Ergänzung. Unverbunden agierende, selbstbezügliche Institutionen und Arbeitsbereiche auf allen kirchlichen Ebenen werden aufgegeben.

Haben wir „Individualisierungen“ nicht ernst genommen? Was ist damit hier gemeint? Und was ist „spirituelle Entwicklung“ einer Gemeinschaft? Ich denke da mal an meine Gemeinde, die seit Jahrhunderten lebt und bekomme keinen Sinn in diese Formulierung gebracht. Aber sie scheint eh nicht zu zählen:

„Parochiale Strukturen werden sich wandeln weg von flächendeckendem Handeln“. Das reimt sich sogar. Wir kennen den Hintergrund: Zu wenig PastorInnen und evtl. auch zu wenig Geld, schon wenn die Zentrale Kirchenbehörde einer Landeskirche weiterhin so viele Theologen hat, dass sie locker einen ihrer Kirchenkreise mit Gottesdiensten versorgen könnten. Der Begriff der „Flächendeckung“ ist an den Wohnort der Kirchensteuerzahler gebunden: Da wohne ich, da gehöre ich hin. Wozu gehören dann die in den weißen Flecken? Flächendeckung übersetzt man planungstechnisch in der Kirche so: X Kirchensteuerzahler bedeutet Y PfarerrInnen. Es bedeutet aber auch: Wo du wohnst, findet regelmäßig, sonntäglich Gottesdienst statt. Dafür zahlst du Kirchensteuer. Oder besser: Die Völker werden gelehrt, wo sie sind.

Das wird dann aufgegeben oder ausgedünnt? Warum? Weil wir es nicht können, oder weil wir es etwa nicht wollen? Aus der Not lässt sich nicht eine Tugend machen, höchstens ihr damit begegnen. Verlässliche Gottesdienstpräsenz vor Ort, und das heißt, so „flächendeckend“ wie irgend möglich, ist eine Tugend, die Nöten begegnen will und uns aufgetragen ist. Das ist unser Stiftungszweck, dafür hat meine Gemeinde eigenes Land und ihre alte Kirche. Sie ist dafür der Kirchengemeinde anvertraut, das ist die Rechtslage, an der eine übergeordnete Synode eigentlich nichts ändern dürfte.

„Unverbunden agierende Arbeitsbereiche und kirchliche Ebenen“: Da steht wohl der Begriff der digitalen Vernetzung im Hintergrund. Unsere Vernetzung aber besteht im Glauben und der Gemeinschaft der Heiligen. Nichts, was Kirche ist, ist in diesem Sinn „unverbunden“. Eine größere Verbindlichkeit als das regelmäßig gefeierte Abendmahl ist nicht denkbar.

„Selbstbezügliche Institutionen“: Der Begriff der Selbstbezüglichkeit kommt bei Hegel vor und kennzeichnet nach ihm alle „Gestalten des Geistes“. Oder ist damit hier der Egoismus einer nicht sterben wollenden (Teil-)Einrichtung gemeint?

Der Begriff ist schillernd, klingt aber wieder modern und gelehrt, sachlich halt. Jede Institution hat ihren Zweck. Ihre „Selbstbezüglichkeit“ sollte sich stets auf eben diese Aufgabenerfüllung konzentrieren. Jeder Einrichtung kann man diesen Vorwurf vorhalten, dass sie nur noch dem Selbsterhalt lebt, so etwa einer Kirche, die vor allem sich

Sorgen macht, dass es sie in Zukunft nicht mehr so recht geben wird und darum meint, sich unbedingt ändern zu müssen, anpassend, modernisierend, sich noch mal rettend. Oder man versucht sich aus Selbsterhaltungstrieb so zu vernetzen, dass man systemrelevant erscheint, um einen gerade aktuellen Krisenmaßstab zu nennen.

Gegen die zu verurteilende „Selbstbezüglichkeit“ steht der positive Begriff des „dynamischen und vielgestaltigen Miteinanders wechselseitiger Ergänzung“. Ich sehe schon vor mir die Fragebögen, nach denen etwas dann finanziell gefördert oder fallengelassen wird.

In der dünn gedruckten Erläuterung kommt denn doch einmal der Gottesdienst namentlich vor, allerdings in diesem Satz: „Das Gottesdienstangebot wird insgesamt kleiner.“ Hier ist dann auch wieder von der Kirche als „Anbieter“ die Rede, grässliche Ausdrucksweise aus der Marktsprache, und dann ausgerechnet in Bezug auf Gottesdienst! Und da sieht sich die Kirche auch noch im neidvollen Wettbewerb mit charismatischen und fundamentalistischen Gruppen und Bewegungen,...

Immerhin, Dezentralisierung möge zunehmen, Glaubensunterricht solle familiär gestärkt werden. Wie gesagt: In der dünngedruckten Ergänzungen findet sich viel Brauchbares, aber die Thesen selbst? Eine (kleine) dezentrale Kirchengemeinde kann man auch als unverbunden agierende, selbstbezügliche Institution und Arbeitsbereich ansehen, je nachdem, wie dann eine Kirchenleitung das so sieht. In der

Nordkirche ist inzwischen eine Kirchenkreissynode befugt, Gemeinden aufzulösen. Einfach, weil sie das so für klug hält.

Das wäre wirklich „dezentral“: in die Fläche gehen, kleine Gemeinden erhalten, diese für sich selbst sorgende und sich nicht so sehr um Vernetzung kümmernde Einrichtung.

Den siebenten Leitsatz über die „Zugehörigkeit“ kann ich nur gutheißen, es macht sich jedoch eine gewisse Furcht bemerkbar, wie er in institutioneller Übersetzung verstanden werden könnte.

8. Zukünftig werden Initiativen gefördert, die Mitarbeitende im Blick auf den gemeinsamen evangelischen Glauben zu einem authentischen Handeln befähigen und ihre Sprachfähigkeit befördern.

Unterschiede zwischen haupt- und ehrenamtlicher Tätigkeit werden abgebaut und Beschäftigungsmöglichkeiten flexibler.

Arbeitsbereiche, die nicht im Sinn des gemeinschaftlichen Zeugnisses wirken, werden aufgegeben.

Das „gemeinschaftliche Zeugnis“ ist angesprochen, kirchenrechtlich das Bekenntnis von Augsburg, der Heidelberger Katechismus oder gleich das Evangelium? Oder ist hier gar kein Bekenntnis gemeint, sondern das biblische Bezeugen der Apostel, ihr „Martyrium“? Der Begriff des gemeinschaftlichen Zeugnisses macht sich hier seltsam aus. Alles kommt auf ihn an, aber ausgeführt wird er nicht. Definieren lässt er sich auch nicht. Oder bedeutet das Adjektiv etwa: Je nach Beschlusslage? Demokratie ist eine Herrschaftsform, in unseren Gottesdiensten aber sprechen wir immer noch Gott als unseren Herren an.

Das „authentische Handeln“ ist ebenfalls so ein Begriff, der einerseits auf das „Echte“ pocht, andererseits völlig diffus bleibt, indem er vom „gemeinsamen evangelischen Glauben“ spricht, auf den dabei geblickt werden soll: Welche Funktion soll Kirche eigentlich haben nach diesem Papier? Darauf kommt alles an, wenn es um die Zukunft der Kirche gehen soll. Dazu schweigt das Papier weitgehend, es dreht sich alles um den Selbsterhalt, man macht sich Sorgen um die eigene Zukunft. „Selbstbezüglich“ ist man halt, wenn auch eher im negativen Sinn der Selbsterhaltung einer ins Schlingern geratenen Institution. Elia hätte es eben anders machen sollen, dann hätte er sich nicht alleingelassen den Tod wünschen müssen.

„Sprachfähigkeit“ ist das deutsche Wort für Psycholinguistik, eine wissenschaftliche Disziplin mit den drei Forschungsbereichen Spracherwerb, Sprachwissen und Sprachprozess. Ist das ein neues Muster, Paradigma für das Theologiestudium oder die Praktische Theologie? Vielleicht lassen wir uns so jetzt Predigt und Verkündigung wissenschaftlich modern definieren. Wieder ist hier vom Inhalt keine Rede, sondern nur von einer erfolgsversprechenden Methode. Das ist Medienmarktgesetz: Es kommt auf die Einschaltquote an, nicht um die Güte des Inhalts. Schlimmer: Die Qualität der Sendung wird am Erfolg gemessen, professionell ist, was wirkt?

9. Zukünftig soll ein Leitungshandeln gefördert werden, das Koordination und Kooperationen unterstützt, Rahmen vorgibt, inhaltliche Abstimmung fördert und evangelisches Profil nach außen stärkt.

Kirchliche Leitung wird weniger hierarchisch funktionieren und weniger selbstbezüglich agieren.

Schön, wenn eine Kirche sich „inhaltlich aufeinander abstimmt“. Das hat Jesus sicher auch mit seinen Jüngern so gemacht, und die erste Entscheidung im Streit der Jünger um die Reinheitsfrage war denn wohl auch eine „inhaltliche Abstimmung“? So ließe sich eine ganz neue Dogmengeschichte schreiben! Nebenbei bemerkt: Von Glaubens – Inhalten zu sprechen, ist nachlässige Ausdrucksweise.

Witzigerweise steht ausgerechnet hier nicht „Zukünftig wird“, sondern nur ein „soll“, wenn es um die Leitungsgremien selbst geht. Da ist man offenbar etwas zögerlicher, doch das sei hier nur scherzhaft vermerkt. Nett, wenn angemerkt wird, dass die Kirchenleitung „weniger hierarchisch und selbstbezüglich“ agieren möge. Sie sollte es überhaupt nicht tun, weder hierarchisch, wozu es theologisch keinen Grund gibt, noch „selbstbezüglich“ im hier gebrauchten negativen Sinn.

Dann haben wir auch wieder einmal die Zauberformel des „evangelischen Profils“. Wer auch immer diesen Ausdruck einst erfunden hatte, die einzigen ähnlichen Gebrauchsformen des Wortes „Profil“, denen Wikipedia wenigstens einen Artikel gönnt, sind Kunden- und Täterprofil. Gefördert werden soll, was fördert, - die Sprachfähigkeit der Autoren des „Z-Teams“ lässt bisweilen etwas zu wünschen übrig.

Verwundern darf, dass man offenbar als eine Hauptaufgabe der Kirchenleitung die Außenwirkung der Kirche ansieht. Das war eines der Probleme der Reformation, dass der Papst genau dies tat. Er meinte, die Kirche mit seiner Person präsentieren zu können, was von den Reformatoren aufs Heftigste bestritten wurde. Auch Konzile, sprich: Synoden durften diesen Anspruch nicht erheben. Das gilt bis heute und es erregt permanent Ärger, wenn es „kirchliche Verlautbarungen“ gibt, an denen Kirchensteuerzahler Anstoß nehmen. Die Kirche ist eben doch keine Partei oder Organisation, sondern eine Stiftung des Wortes Gottes. Ich bin da als Pfarrer sehr sensibel. Ich predige, und da mag man mir auch widersprechen, aber meine Kirchengemeinde gibt kein Statement ab zum Beispiel zur Beltquerung, obwohl ich sie persönlich für überflüssig und alles andere als nachhaltig halte.

Heute hat man Service-Teams. Ein Landeskirchenamt als Service-Team? Das ist es doch! So wird es sein: klein, schlank und dreimal so effizient wie die schwerfälligen Verwaltungszentren von heute?

Die Reformation schaffte die Kirchenleitung in hierarchischem Sinn völlig ab und ließ nur eine nach innen gerichtete Aufsicht noch gelten. Die „Außenwirkung“ überließ sie ganz dem Gottesdienst und dem Wirken der Gemeinde, der Christen in ihren „Berufen“, was man durchaus geistlich verstand. Mehr noch: Es gab gar kein „außen“, weil sie jeden

als Heiden ansah, auch sich selbst. Christus ist der „Heiden“, also unser Heiland.

Die Zeilen 417-431 des Berichtes lohnt es zu lesen, obgleich man auch erschrecken kann, wenn man als Paradigma für die kirchliches Leitungshandeln knallharte Managersprache aus der kapitalistischen Wirtschaft zu hören bekommt: „Innovationsorientiert, dynamisch und verschlankt“. Das ist unerbittliche Marktsprache, da müssen Gefühle und Empfindlichkeiten schon daheim bleiben. Ob Jesus so auch zu seinen Jüngern gesprochen hat, als er sie in alle Welt sandte?

Ängstlich werden kann man, nachdem die Leitung gewissermaßen prinzipiell zur Ordnung gerufen wurde, wenn am Ende steht: „Leitungsgremien stehen vor der Aufgabe, Auswahl- und Prioritätsentscheidungen zu treffen und hierfür klare und evidenzbasierte Kriterien zu benennen. Der Fokus von Entscheidungen kann nicht mehr den bloßen Erhalt einer Stelle, eines Arbeitsbereichs oder einer Einrichtung betreffen. Vielmehr sind zukunfts- und aufgabenorientierte Lösungen zu suchen, die auch das Bestehende hinterfragen.“ Damit ist alle beschworene Offenheit und Selbstbestimmung des Gemeindegesehens wieder dahin. Ich stelle einfach mal im Geist den Taufbefehl Jesu daneben und nehme die Formulierung des „Z-Teams“ als seine Auslegung und Anwendung, dann möchte ich ganz schnell aus dieser Kirche austreten. Sie ist dann nämlich nicht mehr, was sie sein soll. Wie weit reichen die Paradigmen des Marktes, der Wirtschaft mit ihrer Effizienz und der Digitalisierung in die Kirche bereits

hinein? Wir bewegen uns auf dünnem Eis, wenn wir ihre Worte, Begriffe und Denkmuster einfach mal in unseren „Blick auf den gemeinsamen evangelischen Glauben“ mischen. Mein Gehirn ist auch keine Festplatte, man schaltet mich nicht am Ende ab und Glaube ist keine Software in der Version 2.1. Gerade in der sich so rasant verändernden Welt muss man historisch – kritisch sich selbst im Auge behalten.

Atemberaubend ist Punkt 10. jetzt sind wir endgültig in der oberen Etage des Konzerns angelangt:

10. Zukünftig wird eine Organisationsstruktur gefördert werden, die dynamisch auf gesellschaftliche Entwicklungen und Veränderungen reagiert, Eigenverantwortung stärkt und Freiräume schafft für neue und experimentelle Sozialformen von Gemeinde.

Versäulte Strukturen werden abgebaut, eine besonnene Entbürokratisierung durchgesetzt und das Gremienwesen entschlackt. Die kirchliche Verwaltung wird nicht nur kleiner, sondern schlanker und effizienter durch mehr gemeinsames und ein besser koordiniertes Handeln. Einsparungsgewinne in Höhe von 15 % der ursprünglichen Verwaltungskosten tragen bei zur Finanzierung innovativer Projekte.

Ich kann da gar nicht so viel einwenden, wie ich möchte, ohne mich in diesem Paradigma zu verirren. So sehr ich mir eine Dezentralisierung der Verwaltung und mancher „übergemeindlicher“ Dienste wünsche, in der Weise will ich das nicht sagen und denken. Es ist der Traum unserer Wirtschaft und Verwaltung, der überall schon niemanden mehr aufregt: Mit weniger mache immer mehr. Effizienz als höchstes Gebot. Entschlacke dich und werde endlich erfolgreicher! So geht das nicht mit Gott und der Liebe. Die Vollkommenheit ist schon längst da. Ein betende Kind ist halt

dem Himmelreich unter Umständen näher als mancher Theologe, der als Glaubensexperte angesehen wird.

„Neue und experimentelle Sozialformen der Gemeinde“. Man darf gespannt sein, was das denn sei. Und bevor man das nicht weiß, sollte man doch sehr vorsichtig sein, Altes wegzufegen und zu sagen: So wird es. Was spricht gegen dies oder jenes Alte, abgesehen davon, dass es vielleicht unpopulär oder schwer zu vermitteln sei?

„Innovative Projekte“: Im Mittelalter galt als gut und recht, was alt und bewährt war. Das sieht man heute gegenteilig, aber offenbar ebenso pauschal. Ausgerechnet hier wird auf die Erfahrung Ostdeutschlands verwiesen. Das war meine einschneidende Erfahrung in der DDR: „Fortschritt und Zukunft“ sind Lügen, weil man damit alle Argumente im Keim erstickte. Hinter diesen Worthülsen verbargen sich vor allem „selbstbezügliche“ Interessen und Sturheit. Man förderte nur, was bestimmte Leute in sicheren Positionen für förderungswert erklärten.

Hier erfahren wir denn auch, was das Z-Team für „die vier Grundvollzüge kirchlichen Handelns“ ansieht: „Martyria, Leiturgia, Koinonia und Diakonia.“ Das ist ein guter Ansatz. Darüber lässt sich viel reden, auch wenn das nicht die einzige Möglichkeit der Bestimmung von Kirche ist, wie es hier vorausgesetzt wird. Spannend würde es, würde man diese vier Aspekte auch entsprechend einander zuordnen, ihre gemeinsame Struktur erkennen, denn sie stehen nicht wie vier Tischbeine nebeneinander. Im vorliegenden Superprojekt

jedenfalls scheint die Liturgiesäule nicht so wichtig zu sein. Dieser Eckstein spielt kaum eine Rolle im Text, obgleich da Gott zu uns spricht.

Nimmt man diese vier Aspekte ernst, sollte man Altes und Bewährtes schätzen und nur äußerst „behutsam“, wie es denn auch im Papier einmal (nur in Bezug auf das Leitungshandeln werden die Samthandschuhe angelegt) gesagt wird, vorgehen. Ich bin sicher, dass man bei der Diakonie sehr viel weniger ändern will, umso mehr aber in den Gemeinden.

Ich kann verstehen, dass man da unzufrieden ist mit der „Relevanz“ und den sinkenden Zahlen, aber was setzt man dem positiv entgegen, abgesehen von Wortblasen des Neuen („Innovativ“ klingt so schön konkret, ist aber nichts anderes als ein Fremdwort)? Solche Bestimmungen hätte man vom „Z-Team“ erwarten können, das im Übrigen genauso anonym daher kommt wie die gefürchteten effizienten Serviceteams der Konzerne oder unserer Bruderhilfe.

11. Zukünftig werden seitens der EKD Projekte und Institutionen gefördert, die dem eigenen Aufgabenmandat entsprechen oder die durch die Gliedkirchen beauftragt werden.

Die Förderung von Arbeitsbereichen, die besser in Gemeinschaft der Gliedkirchen wahrgenommen werden, soll vorrangig ausgebaut werden. Mehrfachstrukturen innerhalb der Gliedkirchen sollen identifiziert und abgebaut werden. Dabei sollen Kompetenzen im Rahmen strategischer Lösungen bei der EKD oder bei einzelnen Gliedkirchen gebündelt werden.

Punkt 11 beschreibt eine Selbstverständlichkeit und betrifft die EKD als Organisation. So handelt das Haus in Hannover doch jetzt schon, oder etwa nicht?

Theologisch wird es dann doch noch am Ende, kursiv und dünn gedruckt. Es wirkt wie eine Zusammenfassung, ist aber völlig ernüchternd, denn das, was dort zu lesen ist, versucht die Kirche hoffentlich schon jetzt. Das haben wir schon immer so gesehen.

Mich erinnert nicht der Inhalt, aber die Form des Papiers an eine der Reden Gorbatschows bei der Perestroika: Die Genossen wurden mit den üblichen Floskeln beruhigt, zugleich aber alle möglichen Dinge aufgebrochen, um zu retten, was nicht zu retten war. Die üble Variante dieser Form bieten Populisten: Sie provozieren und beruhigen zugleich, machen aber, was sie wollen. Sie überzeugen und hören nicht, sie handeln und lassen nur handeln, soweit es in ihre Muster und Projekte passt.

Das Papier des Z-Teams (Was für eine legere und unwürdige Bezeichnung in Bezug auf den Ernst der Aufgabe!) hat viel Feuer, aber geliehen aus Unternehmensberatung und unverdauter Technokratie. Damit lässt sich Gottes Geist nicht aufwärmen. Die Kirche kann sich aber nur aus Gottes Geist erneuern. Das mag man beschwören durch Wortformeln, oder aber, was der uns gebotene Weg ist, im nüchternen Gottesdienst vor Ort an sich geschehen lassen. Davon hören wir nur, dass Liturgia zwar ein Grundpfeiler sei, aber leider um der Erneuerung willen reduziert werden würde.

Die Werkzeuge der Digitalisierung (wörtlich die Reduzierung der Sprache auf 1 und 0, auf Bezifferbares) und der so gefährlich dynamischen Wirtschaft sind in Bezug auf unsere „Sprachfähigkeit“ als Hörer des Gotteswortes grob und unpassend. Werkzeuge können absolut fantastisch sein, sie sind aber nur dort von Nutzen, wo sie hingehören. Das mit der Zukunft müssen wir in der Kirche anders anfangen, und zwar wie es das Pfingstereignis nahelegt: In der Gegenwart und der Erwartung von Gottes Geist. Autarkes Planen muss da sehr weit zurückstehen. Die beschworene Weite (immerhin mal ein Bibelzitat) ergibt sich bei uns nicht durch Fünf- oder Zehnjahrespläne. Die sind für uns eher kreuzgefährlich.

Und was war das nun eigentlich, was hierbei die Pandemie verändert hat? Mir fällt ein, dass im Moment so einige Rechte beschnitten werden, wir uns, wenn auch aus guten Gründen, von Experten und Statistiken bestimmen lassen, gerade keine klaren Zukunftsaussichten haben, einander gegenseitig misstrauisch überwachen und vor allem unsere Gottesdienste nicht so feiern können, wie sie uns geboten und bewährt sind. Schätze haben wir zu hüten, lebendig zu erhalten und ihnen mit großer Demut begegnen. Und wenn wir etwas da neu machen wollen, sehen wir uns einem gewaltigen Niveau gegenüber. Schlichter (schlechter) lässt es sich natürlich auch machen, aber wir stehen schließlich dem Herrn der Welt gegenüber, da ist ein hochzeitlich Kleid schon mal angemessen. Soli deo gloria sang die Reformation voller Ehrfurcht. Sie brach nicht das liturgische Niveau um der

Akzeptanz willen herunter, sondern wollte das „Volk“, die Laien dazu emporführen. Dafür „schaute“ Luther den Leuten „aufs Maul“ und adelte mit seiner Bibelübersetzung die deutsche Sprache.

Nachtrag:

Was ist denn nun die Meinung des Kritikers, was sollte man zum Thema sagen? Überdurchschnittlich sind die Austritte ausgerechnet bei der Jüngeren zu verzeichnen, so kann man lesen. Wie es dazu kommt? Wie soll ein Pfarrer, dem zwischen 1,5 bis 3 Tausend Menschen anvertraut sind, sich die nötige Zeit „der Übermittlung von Glaubenswissen“ für Kinder und Jugendliche nehmen? Im Konfirmandenunterricht wird der Gottesdienst, das „spirituelle“ Zentrum der Kirche nebenbei behandelt, nach dem Motto: So läuft das, solltest du kennen. Erschlossen wird zumeist kaum, weil es ja so unmodern ist. Jugendarbeit wurde einst von zahlreichen Jugendwarten verlässlich geleistet. Dieser Stellenplan ist vor allem im ländlichen Raum schon lange völlig ausgedünnt oder durch „Projekte“ ersetzt worden, dem uns wieder mal anbefohlenen Heilmittel. Ein zusätzliches Problem stellt der gesamtgesellschaftliche Traditionsbruch der Generationen dar, wonach die Eltern die inhaltliche Bildung vom ersten Lebensjahr an mehr und mehr an Institutionen delegieren. Da verliert dann das Elterngebot jede religiöse Seite, die das Gebot im Judentum auszeichnete.

Um hier wieder zu „fördern“, reichen „Projekte“ nicht hin. Es braucht dafür keine „neuen geistliche Lebensformen“, sondern Bestärkung der Gemeinde vor Ort, und zwar nicht nur als soziale Lebensformen, sondern um das gottesdienstliche Geschehen herum. Wie sollte man sonst diesen Formen einen Inhalt geben? Es geht nicht in erster Linie um „Glaubenswissen“ oder Überzeugungen, es geht darum, auf Gottes Stimme zu hören und sich ihm im Gebet zuzuwenden. Der Ritus ist keine dramaturgische Idee oder Methode, wo der Liturg möglichst präsent (es geht um Gottes und nicht um meine Präsenz) oder glaubwürdig erscheinen soll, sondern das tatsächliche Geschehen der Begegnung von Gott und Menschen, die „Vater unser“ beten und „von einem Brote essen, aus einem Kelche trinken, Schwestern und Brüder“.

Dass „Agende 1“ so altertümlich wirkt, ist kein Manko, im Gegenteil. Einerseits bewundert man „religiöse Traditionen“ in Indien, die weit älter und unverständlicher sind, andererseits will ausgerechnet die Kirche selbst unsere alten Lieder und Ordnungen oft leichthin über den Haufen werfen. Das ist entweder schizophren oder zeugt von Blindheit.

Also: In die Fläche mit verlässlichen Ortsgemeinden, die besser als Projektantragsformulare auch „neue geistliche Lebensformen“ tragen können. Es gilt, sich dem Gottesdienst liebevoll zuzuwenden und ihn, wie es uns geboten ist, kontinuierlich und „an allen Orten“, wie es in der Liturgie heißt, zu feiern. Nicht wir laden dazu ein, sondern Gott. Er

bietet nicht an, sondern gebietet. Wir sind dabei keine Teilnehmer einer Veranstaltung, sondern singen und beten und hören miteinander auf Gott. Wenn wir ausgerechnet da viel wegsparen, verhalten wir uns wie die wohlhabenden Leute im bekannten Gleichnis von Großen Abendmahl. Eine gesellschaftliche Minderheit in der Gesellschaft sind wir als Liturgen im Altarraum oder den Bankreihen seit Jahrhunderten.

Den Auftrag der Kirche ist vor allem an das Feiertagsgebot gebunden. Da um schwarzer Zahlen wegen zu sparen, ist geplante Sünde. Unser Ziel heißt nicht: Volle Häuser, Erfolg, Bedürfniserfüllung oder gar das werbende Einreden „spiritueller“ Bedürfnisse. Hier kann man von der nach dem Z-Papier offenbar so wichtigen Mystik lernen: Diese Ziele muss man erst mal weglassen, damit wir frei werden, Gottes Wort auf fruchtbaren Acker fallen zu lassen. Dann sehen wir klarer, wozu uns Gott als „Mitarbeiter“ die Woche über in unseren Berufen haben will.

August 2020 Pastor Dr. Martin Grahl auf Fehmarn

